





Antonia Żabińska

Copyright: Warschauer Zoo Archiv

DIANE ACKERMAN

DIE FRAU
des
ZOODIREKTORS

Eine Geschichte aus dem Krieg

Aus dem Amerikanischen
von Christine Naegele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE ZOOKEEPER'S WIFE
bei W. W. Norton & Company, Inc., New York

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Unter www.heyne-encore.de finden Sie das
komplette Encore-Programm.

Weitere News unter www.heyne-encore.de/facebook



Verlagsgruppe Random House FSC® Noor1967

Copyright © 2007 by Diane Ackerman
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Jürgen Teipel
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung des Originalentwurfs von Patti Ratchford
Umschlagmotive: Bridgeman Images / National Trust Photographic
Library / Stephen Robson und Diane Ackerman
Gesetzt bei Schaber Datentechnik, Austria
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27082-4

*Für Antonina
und ihre Familie,
die menschliche und die tierische*

INHALT

Anmerkung der Autorin

Seite 9

DIE FRAU *des* ZOODIREKTORS

Seite 13

Erläuterungen

Seite 359

Literaturverzeichnis

Seite 377

ANMERKUNG DER AUTORIN

Jan und Antonina Żabiński, ein Zoodirektor und seine Frau, waren polnische Christen, die zu Kriegszeiten durch ihre besondere Position in die Lage versetzt wurden, mehr als dreihundert todgeweihten Menschen – vornehmlich Juden – das Leben zu retten. Ihre Geschichte ist bei der Aufzeichnung der Kriegschroniken durch das Raster gefallen, wie es bei derart radikalen Aktionen im Namen der Nächstenliebe manchmal passiert. Aber im Polen des Zweiten Weltkriegs, wo man schon die Todesstrafe riskierte, wenn man einem durstigen Juden nur einen Becher Wasser reichte, ist ihr Heldenmut umso beeindruckender.

Beim Erzählen ihrer Geschichte habe ich mich vieler Quellen bedient, die meist im Literaturverzeichnis genannt sind, aber hauptsächlich der Erinnerungen («Mein Tagebuch und sonstige Notizen») der »Frau des Zoodirektors«, Antonina Żabińska – es sind Schilderungen, aus denen der ganze sinnliche Zauber eines Zoos spricht –; ferner ihrer autobiografischen Kinderbücher, zum Beispiel *Das Leben im Zoo*. Ich habe Jan Żabińskis Bücher und Erinnerungen gelesen, aber auch die Interviews, die Antonina und Jan polnischen, hebräischen und jiddischen Zeitungen gaben. Immer wenn ich sage, Antonina oder Jan *dachten, fragten sich, fühlten*, dann zitiere ich aus ihren Aufzeichnungen und Interviews. Auch den

Familienfotos habe ich viel entnommen (aus ihnen weiß ich zum Beispiel, dass Jan seine Uhr am linken Handgelenk trug und Antonina eine Schwäche für gepunktete Kleider hatte). Ich habe Gespräche mit ihrem Sohn Ryszard geführt, aber auch mit Angestellten des Warschauer Zoos und mit Frauen aus Warschau, Zeitgenossinnen von Antonina, die ebenfalls im Untergrund gearbeitet haben. Ich habe Aufzeichnungen von Lutz Heck gelesen, dem damaligen Direktor des Berliner Zoos, und ich habe Museen besucht: etwa das des Warschauer Aufstands oder das Holocaust Museum in Washington, D.C. Ich habe Briefe und Erinnerungen gelesen, die von einer Gruppe während des Kriegs im Untergrund arbeitender Archivare gesammelt wurden. Diese Dokumente, die in Kästen und Milchkannen versteckt waren, befinden sich jetzt im Jüdischen Historischen Institut in Warschau. Auch habe ich viele Zeugnisse gelesen, die für das israelische Programm der Gerechten unter den Völkern und für die hervorragende Shoah Foundation zusammengetragen wurden, daneben viele Briefe, Tagebücher, Predigten, Erinnerungen, Zeitungsartikel und Aufzeichnungen von Bewohnern des Warschauer Ghettos.

Doch ich musste mich auch mit den Plänen der Nazis beschäftigen, die nicht nur hofften, die Welt zu beherrschen und ihr ihre Ideologie aufzuzwingen, sondern die auch die Ökosysteme der Welt verändern wollten, indem sie Teile der Flora und Fauna diverser Länder (einschließlich ihrer Menschen) auszurotten gedachten, andererseits aber größte Anstrengungen unternahmen, bestimmte bedrohte Tierarten und deren Lebensraum zu schützen, bis hin zu dem Traum, bereits ausgestorbene Spezies wie das Wildrind und das Wisent durch Rückkreuzen wieder zum Leben zu erwecken.

Schließlich studierte ich Bücher über die Tier- und Pflanzenwelt Polens (was mir eine endlose Folge kleiner Überraschungen bescherte) und beschäftigte mich mit polnischen Sitten und Gebräuchen, der polnischen Küche und Folklore. Auch Bücher über Drogen, die die Nazis benutzten, über ihre Wissenschaftler, ihre Waffen und so manches andere gehörten dazu. Ich fand es interessant, etwas über den Chassidismus, die Kabbala und die heidnische Mystik des frühen zwanzigsten Jahrhunderts zu erfahren, über die Wurzeln der Nazis im Okkultismus, aber auch über so handfeste Themen wie die gesellschaftliche und politische Geschichte Polens und über Lampenschirme aus dem Baltikum in jener Zeit.

Ein besonderer Dank geht an meine polnische Betreuerin, Magda Day, die die ersten sechsundzwanzig Jahre ihres Lebens in Warschau verbrachte und mir eine unschätzbare Hilfe war, und an ihre Tochter, Agata M. Okulicz-Kozaryn. Während einer Reise nach Polen gewann ich Eindrücke des Urwalds von Białowieża und vom Warschauer Zoo selbst, wo ich die alte Villa erkundete und Antoninas Wege durch die Straßen der Nachbarschaft nachschritt. Besonders dankbar bin ich Dr. Maciej Rembiszewski, dem heutigen Direktor des Warschauer Zoos, und seiner Frau, Ewa Zabonikowska, für ihre Großzügigkeit und die Zeit, die sie mir schenkten, genau wie den Zooangestellten, die uns willkommen hießen, ihr Wissen mit uns teilten und uns ihre Ressourcen zur Verfügung stellten. Mein Dank geht auch an Elizabeth Butler für ihre unermüdliche und stets ermutigende Hilfe, und an Professor Robert Jan van Pelt für seine sorgfältige Kritik.

Wie bei allen meinen Büchern stieß ich auch auf diese Geschichte durch eine persönliche Beziehung: meine Großeltern mütterlicherseits kamen aus Polen. Ich wurde, was polnisches

Alltagsleben betrifft, stark von meinem Großvater beeinflusst, der in Letnia aufwuchs, einem Vorort von Przemyśl, das er vor dem Zweiten Weltkrieg verließ. Ebenso von meiner Mutter, von deren Verwandten und Freunden einige in Verstecken oder in Lagern überlebten.

Mein Großvater, der auf einem kleinen Bauernhof lebte, erzählte gern Geschichten, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Eine dieser Geschichten handelt von einem kleinen Zirkus, dessen Löwe plötzlich gestorben war. Der Zirkusdirektor fragte einen armen alten Juden, ob er vielleicht als Löwe auftreten würde, und weil der Mann das Geld *wirklich* brauchte, erklärte er sich bereit dazu. Der Direktor sagte: »Du musst nichts weiter tun, als das Löwenfell überziehen und im Käfig sitzen, und die Leute werden denken, du bist ein Löwe.« Das tat der Mann. Leise sagte er zu sich selbst: »Was für merkwürdige Arbeiten ich in meinem Leben doch schon gemacht habe«, als seine Gedanken von einem Geräusch unterbrochen wurden. Als er sich umdrehte, sah er einen zweiten Löwen in den Käfig schleichen, der ihn hungrig anstarrte. Geduckt und vor Angst zitternd, fiel ihm nichts anderes ein, als laut auf Hebräisch zu beten. Kaum hatte er die ersten verzweifelten Worte gesprochen: »Shema Yisrael (Höre, o Israel) ...«, da stimmte der andere Löwe auch schon ein mit: »Adonai Eloheinu (der Herr unser Gott) ...«, und die beiden falschen Löwen beendeten das Gebet gemeinsam. Ich hätte niemals gedacht, wie sonderbar treffend diese traditionelle Geschichte angesichts der hier erzählten historischen sein würde.

DIE FRAU
des
ZOODIREKTORS

KAPITEL 1

Sommer 1935

Am Stadtrand von Warschau spielte die Morgensonne um die Stämme der blühenden Lindenbäume und kletterte langsam an den weißen Mauern einer modernen Villa aus Stuck und Glas hoch, wo der Zoodirektor und seine Frau in ihren Betten aus weißer Birke schliefen, einem hellen Holz, aus dem Kanus, Zungenspatel und Windsorsthühle gemacht werden. Auf der linken Seite hatte das Schlafzimmer zwei hohe Fenster über einem Sims, der breit genug war, um darauf zu sitzen, darunter war ein kleiner Heizkörper. Auf dem Parkettfußboden, der in einem sich wiederholenden Federmuster gelegt war, lagen wärmende Orientteppiche; in der Ecke stand ein Armsessel ebenfalls aus Birkenholz.

Eine Brise hob den leichten Vorhang aus Schleierstoff gerade weit genug, um es etwas heller werden zu lassen, sodass Antonina die kaum sichtbaren Gegenstände im Raum wahrnahm und langsam wach wurde. Bald würden die Gibbons anfangen zu kreischen, und dann würde draußen ein Höllenlärm losbrechen, bei dem niemand mehr schlafen konnte, nicht einmal eine studentische Nachteule oder ein Neugeborenes. Und ganz bestimmt nicht die Frau des Zoodirektors. Auf sie warteten jeden Tag all die üblichen Haushaltspflichten, und sie

war nicht nur eine gute Köchin, sondern hantierte ebenso geschickt mit Pinsel und Nähadel. Und daneben gab es auch Probleme im Zoo, mit denen sie allein fertigwerden musste und die mitunter eine ziemliche Herausforderung sein konnten (zum Beispiel wenn es galt, ein Hyänenjunges zu beruhigen) und ihr Wissen und ihr angeborenes Können oft auf die Probe stellten.

Ihr Mann, Jan Żabiński, stand gewöhnlich vor ihr auf, zog sich die Hose und ein langärmeliges Hemd an und streifte die große Armbanduhr über sein linkes Handgelenk, ehe er leise nach unten ging. Hochgewachsen und schlank, mit einer kräftigen Nase, dunklen Augen und den breiten Schultern eines Menschen, der körperlich arbeitete, ähnelte er ihrem Vater, Antoni Erdman, einem polnischen Eisenbahningenieur, den seine Tätigkeit von St. Petersburg aus durch ganz Russland geführt hatte. Wie Jan hatte auch Antoninas Vater einen scharfen Verstand besessen; Grund genug für die Bolschewisten, ihn und seine Frau Maria, Antoninas Mutter, während der Februarrevolution 1917 als Mitglieder der Intelligenzija zu erschießen, als Antonina gerade neun war. Und wie ihr Vater war auch Jan eine Art Ingenieur. Doch die Verbindungen, die er schuf, waren zwischen Menschen und Tieren, oft genug aber auch zwischen Menschen und ihrer animalischen Natur.

Wegen seiner Glatze, die von einem dunklen Haarkranz umgeben war, brauchte Jan meist einen Hut, im Sommer gegen die Sonne und im Winter gegen die Kälte, deshalb trägt er auf fast allen Bildern, die im Freien entstanden, einen weichen Fedora, was ihm eine Aura ernster Entschlossenheit verleiht. Innenaufnahmen zeigen ihn am Schreibtisch oder in einem Rundfunkstudio; hoch konzentriert und mit entschlossenem Kinn sieht er aus wie ein Mann, der schnell gekränkt ist. Selbst

in frisch rasiertem Zustand hatte er einen Fünf-Uhr-Schatten, besonders im Grübchen zwischen Mund und Nase. Seine volle, klar umrissene Oberlippe hatte zwei perfekte Spitzen: den sogenannten Amorbogen, den Frauen jener Zeit sich so gern mit dem Konturenstift malten. Das war das einzig Weibliche an ihm.

Nach dem Tod von Antoninas Eltern ließ ihre Großmutter sie in Taschkent, Usbekistan, die Schule besuchen, außerdem nahm Antonina am Konservatorium der Stadt Klavierunterricht, bis sie mit fünfzehn Jahren die Schule verließ. Ehe das Jahr um war, zogen sie nach Warschau, und Antonina lernte Fremdsprachen, Zeichnen und Malen. Sie unterrichtete ein wenig, bestand eine Prüfung als Archivarin und arbeitete dann im Archiv der Landwirtschaftlichen Hochschule von Warschau, wo sie Jan kennenlernte, damals schon Zoologe, elf Jahre älter als sie. Er hatte an der Hochschule für Bildende Künste Zeichnen und Malen gelernt; die beiden teilten eine Leidenschaft für Tiere und deren künstlerische Abbildung. Als 1929 die Stelle des Zoodirektors frei wurde (der Gründungsdirektor war nach zwei Jahren gestorben), ergriffen Jan und Antonina die Chance, eine neue Art von Zoo aufzubauen und mitten unter den Tieren zu leben. Sie heirateten 1931 und zogen auf die andere Seite der Weichsel nach Praga, ein raues Industrieviertel mit eigener Umgangssprache, auf der »falschen« Seite der Bahngleise, aber mit der Straßenbahn nur fünfzehn Minuten vom Stadtzentrum entfernt.

Früher waren Zoos immer Privatbesitz und dienten als Statussymbol. Eine Kuriositätensammlung konnte sich jeder zulegen, aber man musste Geld haben und auch ein bisschen verrückt sein, um das größte Krokodil, die älteste Schildkröte, das schwerste Nashorn und den seltensten Adler zu besitzen.

Im siebzehnten Jahrhundert hielt König Johann III. Sobieski viele exotische Tiere an seinem Hof, und reiche Adlige legten sich als Zeichen ihres Wohlstands auf ihren Gütern ebenfalls private Menagerien zu.

Polnische Wissenschaftler hatten jahrelang von einem großen Zoo in der Hauptstadt geträumt, der es mit den anderen Zoos in Europa aufnehmen konnte, besonders mit den deutschen, die weltberühmt waren. Auch die Kinder in Polen sehnten sich nach einem Zoo. In den Märchen, die man ihnen erzählte, wimmelte es nur so von sprechenden Tieren – einige fast lebensecht, andere wundersam erdichtet –, die die Fantasie anregten und auch Erwachsene in das Land ihrer Kindheit zurückversetzen konnten.

Antonina freute sich, dass ihr Zoo ein wahres Zauberland voll dieser märchenhaften Tiere war, wo Geschichten aus Büchern lebendig wurden und Menschen mit wilden Tieren reden konnten. Nur wenige Zeitgenossen würden jemals erleben, wie Pinguine in ihrer natürlichen Umgebung auf dem Bauch den Fels hinab zum Meer schlitterten, oder Gelegenheit haben, in den kanadischen Rockies auf Baumstachelschweine zu treffen, die zusammengerollt wie riesige Kiefernzapfen in einer Astgabel saßen, und sie war überzeugt, dass das Kennenlernen dieser Tiere im Zoo den Besuchern einen weiter gefassten Blick auf die Natur vermittelte, dass Namen und Lebensgewohnheiten der Tiere sie quasi personifizierte. Hier war das wilde, das gefährliche, aber zugleich auch schöne Ungeheuer, im Käfig, wohlversorgt.

Wenn der Zoo im Morgengrauen zum Leben erwachte, hörte man regelmäßig einen bestimmten Star sein Potpourri aufgeschnappter Melodien pfeifen, weiter entfernt übten Zaunkönige ihre Arpeggios, dazwischen mischten sich die Kuckucks

mit ihren monotonen Rufen wie stecken gebliebene Schwarzwalduhren. Dann fingen die Gibbons mit ihren Trompetenstößen an, so laut und überdreht, dass die Wölfe und Wildhunde anfangen zu heulen, die Hyänen ihr Geschwätz anstimmten, die Löwen brüllten, die Raben krächzten, die Pfauen kreischten, das Nashorn schnaubte, die Füchse bellten und die Nilpferde grunzten. Als Nächstes verfielen die Gibbons in ihre Duette, wobei die Männchen ihre Trompetenstöße mit leisen Quietschern unterbrachen und die Weibchen in lang gezogenen Tönen ihren »Großen Ruf« brüllten. Im Zoo lebten mehrere dieser »Ehepaare«, und Gibbonpaare können zusammen ganze Opern jodeln, komplett mit Ouvertüre, Codas, Zwischenspielen, Duetten und Soli.

Antonina und Jan hatten gelernt, statt mit Uhrzeiten in erster Linie mit Tages- und Jahreszeiten zu leben. Natürlich mussten auch sie sich, wie fast alle Menschen, nach der Uhr richten, aber ihre Routine war eben nie *ganz* Routine, denn sie bestand aus Bedürfnissen, teils tierischen und teils menschlichen, die aufeinander abgestimmt werden mussten. Mitunter überschritten sich die Pflichten, zum Beispiel wenn Jan spät nach Hause kam oder Antonina mitten in der Nacht aufstand, um einem Tier, zum Beispiel einer Giraffe, Geburtshilfe zu leisten (was nie ganz einfach ist, denn die Mutter entbindet im Stehen, das Kalb fällt kopfunter zu Boden, und eigentlich will die Mutter auch gar keine Hilfe). Jeder Tag war anders, und obwohl die Probleme schwierig sein konnten, war ihr Leben dadurch doch voll kleiner, willkommener Überraschungen.

Eine Glastür in Antoninas Schlafzimmer führte im ersten Stock auf der Rückseite des Hauses auf eine breite Terrasse, die von den drei Schlafzimmern und einem engen Lagerraum aus

erreicht werden konnte, den man den Speicher nannte. Wenn Antonina hier stand, konnte sie in die Wipfel der Nadelbäume blicken, über die Fliederbüsche hinweg, die man vor die sechs hohen Wohnzimmerfenster gepflanzt hatte, um den vom Fluss her kommenden Wind zu mildern und den Duft nach innen zu tragen. An warmen Frühlingstagen schwankten die lila Dolden des Flieders wie Weihrauchfässer. Wenn man auf dieser Terrasse sitzt und die Luft auf Höhe der Tannen und Ginkgos atmet, wird man ein Geschöpf der Bäume. Im Morgengrauen zieren Tausende von glitzernden Tauperlen den Wacholder, dann schweift der Blick über die schweren, knorrigen Äste einer Eiche hinter dem Fasanenhaus.

Etwa fünfzig Meter weiter, an der Ratuszowa-Straße, liegt das Haupttor des Zoos. Wenn man die Straße überquert, steht man vor dem Praski-Park, einem Treffpunkt für viele Warschauer, wo an warmen Tagen die winzigen hellgelben Quasten der blühenden Linden, begleitet vom Gesumme der Bienen, ihren Duft verströmen.

Traditionell ist die Linde der Inbegriff des Sommers – auf Polnisch heißt sie *Lipa*, und *Lipiec* ist der Juli. Im heidnischen Brauchtum war die Linde der Liebesgöttin geweiht. Nach der Christianisierung wurde sie ein Zufluchtsort Marias, und bis heute beten Wanderer und Reisende vor den Marienaltären, die am Straßenrand unter Linden stehen. In Warschau gibt es Linden in Parks, auf Friedhöfen und auf Marktplätzen, und auch viele Straßen sind von ihren dicht belaubten Kronen gesäumt. Sie locken Bienen an, die als Gottes kleine Dienerinnen verehrt werden und dafür sorgen, dass es Honig für den Tisch und Wachskerzen für die Kirchen gibt, weswegen auch vor vielen Kirchen Linden stehen. Die Verbindung zwischen Bienen und Kirche war einst so eng, dass die Bewohner

von Mazowsze, einem kleinen Dorf nordwestlich von Warschau, ein Gesetz erließen, das Honigdiebe und Menschen, die Bienenstöcke zerstörten, zum Tode verurteilte.

Zu Antoninas Zeit waren die Gesetze nicht mehr so grausam, aber immer noch waren die Bienen den Menschen wichtig, und auch Jan hatte ein paar Bienenstöcke am äußersten Rand des Zoos, zusammengedrängt wie Stammeshütten. Die Hausfrauen gebrauchten den Honig, um Eiskaffee zu süßen oder auch für *Krupnik*, heißen Wodka mit Honig, oder um *Piernik* zu backen, einen gewürzten Honigkuchen, oder *Pierniczki*, die gewürzten Honigplätzchen. Sie tranken Lindenblütentee gegen Erkältungen oder zur Beruhigung der Nerven. Jedes Mal, wenn Antonina um diese Jahreszeit den Park durchquerte, sei es, um zur Bushaltestelle, zur Kirche oder zum Markt zu gehen, lief sie durch duftende Gassen, die von Halbwahrheiten nur so summten – denn in der Sprache der Bewohner hier war *Lipa* auch der Ausdruck für eine Notlüge.

Auf der anderen Seite des Flusses erhob sich die Stadtsilhouette aus dem Morgennebel wie ein Schriftzug mit unsichtbarer Tinte – zuerst nur die Dächer mit den Terrakottziegeln – und dann, ganz allmählich, eine Serie von Reihenhäusern in einem Regenbogen aus Meergrün, Rosa, Gelb, Rot, Kupfer und Beige, die die Kopfsteinstraßen zum Marktplatz säumten.

In den 1930er-Jahren hatte auch der Stadtteil Praga einen Markt, nicht weit von der Wodkafabrik in der Ząbkowska (Zahn-)Straße, die aussah wie eine gedrungene Burg. Aber hier ging es nicht so elegant zu wie in der Altstadt, wo Dutzende von Händlern unter gelben und braunen Markisen ihre Handwerkskunst, Gartenerzeugnisse und sonstige Lebensmittel anboten, wo man Schaufenster voll Bernstein aus der

Ostsee bewundern konnte und ein dressierter Papagei einem für ein paar Groschen ein Papierröllchen mit einem Horoskop aus dem Topf zog.

Gleich hinter der Altstadt lag das große Judenviertel: verwirrende Straßen, Perücken tragende Frauen, Männer mit Schläfenlocken, religiöse Tänze. Hier herrschte ein Durcheinander von Dialekten und Aromen, winzigen Geschäften, farbigen Seiden und Häusern mit flachen Dächern, wo die Eisengeländer der Balkone, schwarz oder moosgrün gestrichen, übereinander angeordnet waren wie Opernlogen, in denen statt Menschen allerdings Töpfe mit Blumen und Tomatenpflanzen thronen. Hier gab es auch eine besondere Art von *Pierogi*, große, etwas zähe *Kreplach*: faustgroße Teigtaschen, gefüllt mit gewürztem Fleisch und Zwiebeln, die gekocht und oft danach noch gebraten wurden, wobei dieser letzte Schritt sie glänzend und fest werden ließ, etwa wie Brötchen.

Hier schlug das Herz der europäisch-jüdischen Kultur, hier gab es jüdisches Theater und jüdische Filme, Zeitungen und Zeitschriften, Künstler und Verlagshäuser, politische Bewegungen, Sport und literarische Clubs. Polen hatte jahrhundertlang Juden aufgenommen, die durch Pogrome aus England, Frankreich, Deutschland und Spanien vertrieben worden waren. Es gibt sogar polnische Münzen aus dem zwölften Jahrhundert, die hebräische Inschriften tragen, und die Legende erzählt, dass die Juden sich von Polen angezogen fühlten, weil der Name des Landes auf Hebräisch wie die Aufforderung klingt: *Po lin* (»Hier ruhe aus«). Trotzdem brodelte der Antisemitismus auch im Warschau des zwanzigsten Jahrhunderts, wo von den 1,3 Millionen Einwohnern ein Drittel Juden waren. Sie lebten überwiegend im jüdischen Viertel, aber auch in wohlhabenderen Stadtteilen, obwohl sie ihre unverkennbare Kleidung,

ihre Kultur und ihre Sprache meist beibehielten; manche von ihnen sprachen gar kein Polnisch.

An einem typischen Sommermorgen lehnte Antonina an der Terrassenwand, die aprikosenfarbenen Fliesen noch nass vom Tau, sodass die Ärmel ihres roten Morgenrocks feucht wurden. Nicht alles, was hier an Brüllen, Fauchen, Kreischen und Brummen erklang, kam von außen. Einiges davon drang auch aus den Kellerräumen der Villa herauf, andere Laute kamen von der Veranda oder vom Speicher. Die Żabińskis teilten ihr Zuhause mit verwaisten neugeborenen oder kranken Zootieren, aber auch mit Haustieren. Das Füttern und die Pflege dieser Untermieter gehörte zu Antoninas Aufgaben, und jetzt meldeten sie sich lautstark.

Selbst das Wohnzimmer war für die Tiere nicht tabu. Durch seine sechs hohen Fenster, die man leicht mit Landschaftsbildern hätte verwechseln können, wurden die Grenzen zwischen innen und außen verwischt. An der rückwärtigen Wand stand ein großer Glasschrank, in dessen vielen Fächern Bücher, Zeitschriften, Vogelnester, Federn, kleine Tierschädel, Eier, Hörner und ähnliche Stücke aufbewahrt wurden. Neben einer Gruppe eckiger Sessel mit roten Kissen stand auf einem kleinen Orientteppich ein Klavier. Ganz hinten, in der wärmsten Ecke des Zimmers, gab es einen Kamin mit braun gefliestem Boden; auf dem Sims lag der sonnengebleichte Schädel eines Bisons.

Als ein Journalist die Villa besuchte, um Jan zu interviewen, wurde er von zwei Katzen überrascht, die ins Wohnzimmer kamen – die erste mit einer verbundenen Pfote, die zweite mit einem verbundenen Schwanz –, gefolgt von einem Papagei mit einem trichterförmigen Halskragen und einem Raben mit gebrochenem Flügel. Das Haus wimmelte von Tieren, was

Jan lapidar abtat: »Es reicht nicht, Forschung nur aus der Distanz zu betreiben. Erst wenn man mit den Tieren zusammenlebt, lernt man etwas über ihr Verhalten und ihre Psychologie.« Bei seinen täglichen Runden durch den Zoo mit dem Fahrrad trabte immer ein großer Elch namens Adam hinter ihm her, ein untrennbarer Gefährte.

Es hatte etwas alchemistisch Anmutendes an sich, dieses enge Zusammenleben, etwa mit Löwenbabys, Wolfswelpen, jungen Affen oder Adlerküken, wenn sich in dieser zusammengewürfelten Familie zwei- und vierbeiniger Hausbewohner die Gerüche und Geräusche der Tiere mit denen der Menschen mischten, mit Kochgerüchen, menschlichem Geplauder und Gelächter. Anfangs hielt jedes neue »Familienmitglied« noch seine altgewohnten Futter- und Schlafenszeiten ein, aber allmählich stellte sich ein synchroner Tagesablauf zwischen den Tieren ein, und sie passten ihren Rhythmus einander an. Bis auf ihre Atmung allerdings, und nachts ergaben die verschiedenen Tempi der Atemgeräusche eine zoologische Kantate, die nur schwer aufzuzeichnen gewesen wäre.

Antonina identifizierte sich mit den Tieren, sie war fasziniert davon, wie sie mit allen Sinnen die Welt um sich erkundeten. Sie und Jan lernten bald, sich in Gegenwart von Raubtieren, wie zum Beispiel den großen Katzen, langsam zu bewegen, weil diese durch ihre dicht zusammenliegenden Augen ein tiefes, aber enges Gesichtsfeld haben und bei plötzlichen Bewegungen in ihrer Nähe erregt werden. Beutetiere wie Pferde oder Wild haben ein weites Gesichtsfeld (um heranschleichende Raubtiere rechtzeitig sehen zu können), aber sie geraten leicht in Panik. Der lahme gefleckte Adler, der im Keller angebunden war, war im Grunde ein geflügelter

Feldstecher, und die jungen Hyänen hätten Antonina auch im Stockdunkeln gesehen. Andere Tiere nahmen es wahr, wenn sie sich näherte, sie rochen sie, hörten das leiseste Rascheln ihrer Kleidung, spürten jedes noch so kleine Vibrieren des Fußbodens oder reagierten auf den Luftzug, den sie beim Gehen verursachte. Antonina beneidete die Tiere um ihre urzeitlichen, empfindlichen Sinne; bei einem Menschen würde man derart außerordentliche Fähigkeiten für Zauberei halten.

Sie liebte es, ab und zu ihre menschliche Identität zu verlassen und die Welt mit den Augen eines Tieres zu betrachten, und oft schrieb sie auch von diesem Gesichtspunkt aus. Sie erfasste intuitiv die Ängste und Fähigkeiten der Tiere: was sie vermutlich sahen, fühlten, fürchteten, ahnten und erinnerten. Wenn sie in diese Rolle schlüpfte, machten ihre Empfindungen eine Art Seelenwanderung durch, und wie die jungen Luchse, die sie von Hand aufzog, blickte sie von dort aus hinauf in eine Welt, die aus lauten, schlenkernden Wesen bestand:

... mit kleinen oder großen Beinen, die in weichen Hausschuhen oder festen Lederschuhen gingen, leise oder laut, mit leichtem Textilgeruch oder dem Gestank von Schuhcreme. Die weichen Hausschuhe bewegten sich leise und sanft, sie stießen nicht an die Möbel, und in ihrer Nähe war man sicher ... man rief »Ki-tschi, ki-tschi«, (bis) ein Kopf mit wuscheligem blondem Haar auftauchte und zwei Augen hinter großen Gläsern sich herunterbeugten ... Es dauerte nicht lange, bis man herausgefunden hatte, dass die weichen Hausschuhe, der blonde Wuschelkopf und die hohe Stimme alle derselbe Gegenstand waren.

Antonina spielte oft mit solchen Identitätswechseln, und wenn sie dabei ihre Wahrnehmung mit der tierischen in Einklang brachte, behandelte sie ihre Schützlinge mit solch hingebungsvoller Neugier und einem Einfühlungsvermögen, dass diese sich entspannten und ruhig wurden. Ihre frappierende Fähigkeit, unruhige Tiere zu beruhigen, brachte ihr den Respekt der Tierpfleger und ihres Mannes ein, der zwar behauptete, all das wissenschaftlich erklären zu können, ihre Gabe aber dennoch bemerkenswert und geheimnisvoll fand.

Jan, der überzeugte Wissenschaftler, musste Antonina, wenn es um Tiere ging, »metaphysische Wellen« eines fast schamanistischen Einfühlungsvermögens attestieren: »Sie ist so sensibel, dass sie beinahe ihre Gedanken lesen kann ... Sie *wird* zum Tier ... Sie hat eine besondere und sehr spezielle Gabe, eine seltene Art, wie sie Tiere beobachtet und versteht, etwas wie einen sechsten Sinn ... So war sie schon als Kind.«

Morgens goss sie sich in der Küche eine Tasse schwarzen Tee ein, dann fing sie an, die Glasflaschen und Gummisauger für die jüngsten Hausbewohner zu sterilisieren. In ihrer Rolle als Säuglingsschwester des Zoos hatte sie das Glück, zwei winzige Luchse aus Białowieża adoptieren zu können, dem einzigen noch existierenden Urwald Europas, einem Ökosystem, das die Polen Puszcza nennen; mit diesem Wort beschreibt man uralte Wälder, die keine Menschenhand je berührt hat.

Białowieża liegt heute an der Grenze zwischen Weißrussland und Polen und verbindet die beiden Länder durch ein gemeinsames Erbe, das von Hirschgeweihen und Mythen bestimmt ist. In früheren Zeiten hatte der Wald beiden Ländern als ergiebiges Jagdgebiet für Könige und Zaren gedient (die hier ein prächtiges Jagdschlösschen hatten), doch zu Antoninas Zeit war er zu einem Gebiet für Wissenschaftler,

Politiker und Wilderer geworden. Das größte Landtier Europas, der Europäische Bison (oder Wisent) tummelte sich in diesen Wäldern, und seine schwindenden Zahlen sorgten dafür, dass in Polen eine Naturschutzbewegung entstand. Als zweisprachige Polin, die in Russland geboren und nach Polen zurückgekehrt war, fühlte sie sich zu Hause in diesem grünen Grenzgebiet, im Schatten dieser Bäume, die ein halbes Jahrtausend alt waren und einen vollkommenen, zerbrechlichen Organismus ohne sichtbare Grenzen bildeten. Solch ursprüngliche Waldgebiete, zum Schutzgebiet erklärt, werden zu einem Reich, das sogar Flugzeuge nur in mehreren Kilometern Höhe überfliegen, damit die Tiere nicht erschrecken und das Laub nicht leidet. Ein Beobachter, der durch die Baumwipfel nach oben blickt und ein Flugzeug erspäht, sieht nur einen kleinen, lautlosen Vogel in der Ferne.

Obwohl es verboten war, wurde hier trotzdem noch gejagt. Zurück blieben junge mutterlose Tiere, und die seltensten unter ihnen landeten gewöhnlich im Zoo, in einer Kiste mit der Aufschrift »Lebendes Tier«. Der Zoo war ein Rettungsboot, und im April, Mai und Juni, den Monaten, wenn Jungtiere geboren wurden, kamen stets mehrere quengelige Babys bei Antonina an, jedes von ihnen mit eigenen Gewohnheiten und Nahrungsbedürfnissen. Der einen Monat alte Wolfswelpe wäre normalerweise zwei Jahre lang von seiner Mutter und den Familienmitgliedern versorgt worden. Das stubenreine, gesellige Dachsbaby liebte lange Spaziergänge und fraß Insekten und Grünzeug. Die gestreiften Wildschwein-Frischlinge waren dankbar für alles, was vom Tisch abfiel. Ein Rehkitz musste bis in den nächsten Winter hinein mit der Flasche ernährt werden und rutschte mit seinen staksigen Beinen auf den Parkettböden aus.

Ihre Lieblinge waren aber Tofi und Tufa, die drei Wochen alten Luchsbabys, die sechs Monate mit der Flasche gefüttert werden mussten und etwa ein Jahr lang nicht wirklich selbstständig wurden (und selbst dann noch gern an der Leine auf der belebtesten Straße Pragas spazieren gingen, wo die Passanten verblüfft stehen blieben). Da es in Europa nur noch wenige wilde Luchse gab, war Jan persönlich nach Białowieża gefahren, um die Jungen abzuholen, und Antonina hatte sich bereit erklärt, sie im Haus großzuziehen. Als das Taxi an einem Sommerabend vor dem Tor hielt, kam ein Tierwärter herangeeilt, um Jan mit der kleinen Holzkiste zu helfen, die sie zusammen in die Villa trugen, wo Antonina schon mit sterilen Flaschen, Gummisaugern und warmer Babynahrung bereitstand. Als sie den Deckel abnahmen, starrten sie zwei winzige gesprenkelte Fellknäuel wütend an, die sofort anfangen zu fauchen und jede Hand, die sich ihnen entgegenstreckte, bisßen und kratzten.

»Menschliche Hände mit so vielen beweglichen Fingern machen ihnen Angst«, sagte Antonina leise. »Und unsere lauten Stimmen und das helle Lampenlicht auch.«

Die Jungen zitterten, »halb tot vor Angst«, wie sie in ihr Tagebuch schrieb. Sanft packte sie eins am Nackenfell, das lose und warm war, und als sie das Tier aufhob, entspannte es sich und wurde sofort ruhig, also hob sie das andere auch auf.

»Das mögen sie. Das erinnert sie daran, wie ihre Mutter sie auf diese Weise herumgetragen hat.«

Als sie sie im Speisezimmer auf den Boden setzte, schlitterten sie umher und erforschten ein paar Minuten lang diese unbekannte, rutschige Landschaft, worauf sie sich unter dem Schrank versteckten, als sei es ein überhängender Fels, wo sie sich in die dunkelste Ecke drückten, die sie finden konnten.

Im Jahre 1932 hatte Antonina ihrem neugeborenen Sohn nach polnischer Tradition den Namen eines Heiligen gegeben, Ryszard, oder kurz Rys – was das polnische Wort für Luchs ist. Obwohl er nicht zur Truppe »vierbeiniger, wuscheliger oder geflügelter« Zoobewohner gehörte, war er doch ein weiteres, lebhaftes Junges, das plapperte und sich an sie klammerte wie ein Affe, auf allen vieren herumkroch wie ein junger Bär und, wie ein Wolf, im Winter blasser und im Sommer dunkler wurde. In einem ihrer Kinderbücher beschreibt sie, wie drei Junge in der Familie gleichzeitig laufen lernen: ihr Sohn, ein Löwe und ein Schimpanse. Da sie alle jungen Tiere, vom Nashorn bis zum Opossum, einfach unwiderstehlich fand, war sie – außer ihrer Rolle als echte Mutter eines kleinen Säugetieres – gleichzeitig die Beschützerin vieler anderer. Eigentlich weiter nichts Besonderes in einer Stadt, deren uraltes Wahrzeichen halb Frau, halb Tier war: eine Nixe (die ein Schwert schwang). Wie Antonina sagte, wurde der Zoo schnell ihr »grünes Tierreich auf der rechten Seite der Weichsel«, ein lärmender Garten Eden zwischen Stadtlandschaft und Park.

KAPITEL 2

»Das mit Adolf muss aufhören«, sagte einer der Tierpfleger entschieden. Jan wusste, dass damit nicht Hitler gemeint war, sondern »Adolf, der Kidnapper«, ein Spitzname, den er dem Anführer der Rhesusaffen gegeben hatte, der mit Marta, dem ältesten Weibchen, im Dauerstreit lag, weil Adolf ihren Sohn gestohlen und seiner Lieblingsfrau Nelly gebracht hatte, die bereits ein eigenes Baby hatte. »Das ist nicht in Ordnung. Jede Mutter sollte ihr eigenes Baby stillen, also warum sollte man Marta ihr Kind vorenthalten, nur damit Nelly zwei hat?«

Andere Tierpfleger lieferten regelmäßig Tagesberichte über die bekanntesten Tiere des Zoos, wie Rose, die Giraffe, Mary, die Afrikanische Wildhündin, Sahib, das Fohlen im Streichelzoo, das auf die Weide ausgebrochen war und sich dort zwischen den scheuen Przewalski-Pferden tummelte. Bei Elefanten kann es vorkommen, dass sie am Rüssel Herpes bekommen, und in Gefangenschaft kann ein Vogelvirus oder eine Krankheit wie Tuberkulose leicht vom Menschen auf Papageien, Elefanten, Geparde und andere Tiere übertragen werden und wieder zurück auf den Menschen – besonders zu Jans Zeit, als es noch keine Antibiotika gab und eine schwere Infektionskrankheit den ganzen Bestand – tierischen und menschlichen – dahinraffen konnte. Dann musste man den

Tierarzt des Zoos bemühen, Dr. Lopatynski, der stets auf seinem stotternden Motorrad ankam, in einer Lederjacke, eine große Kappe mit Ohrenklappen auf dem Kopf, die Wangen rot vom Wind und einen Zwicker auf der Nase.

Was wird man bei den täglichen Besprechungen sonst noch diskutiert haben? Auf einem alten Bild des Zoos steht Jan neben einem halb ausgehobenen Nilpferdgehege, das zum Teil von schweren hölzernen Spanten abgestützt ist, wie man sie zum Verstärken von Schiffsbugs benutzt. Am Pflanzenbewuchs im Hintergrund erkennt man, dass es Sommer ist, der Aushub musste abgeschlossen sein, ehe der Boden gefror, was in Polen bereits im Oktober passieren kann, also ist anzunehmen, dass Jan sich über den Fortschritt der Arbeiten berichten ließ und den Vorarbeiter zur Eile antrieb. Diebstahl war ein weiteres Problem, und da der Handel mit exotischen Tieren blühte, mussten bewaffnete Wächter bei Tag und Nacht im Zoo patrouillieren.

Die große Vision, die Jan für den Zoo hatte, wird durch seine vielen Bücher und Radiosendungen deutlich. Er hoffte, eines Tages den Anschein natürlicher Lebensräume zu erreichen, in denen natürliche Feinde im selben Gehege zusammenleben konnten. Für diese Idealvorstellung eines paradiesischen Friedens war viel Land erforderlich, man musste ein Netzwerk von Sicherheitsgräben schaffen und auch bei der Wasserversorgung kreative Lösungen finden. Jan träumte von einem innovativen Zoo von Weltgeltung, mitten im Herzen Warschaus, mitten im gesellschaftlichen und kulturellen Leben, und für kurze Zeit trug er sich sogar mit dem Gedanken, einen Vergnügungspark anzuschließen.

Das grundsätzliche Anliegen eines Zoos, ganz gleich ob traditionell oder modern, ist dasselbe: Die Tiere müssen körperlich



Diane Ackerman

Die Frau des Zoodirektors

Eine Geschichte aus dem Krieg

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-27082-4

Heyne Encore

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Eine wahre Geschichte aus dem Zweiten Weltkrieg

Während der Zweite Weltkrieg tobt, wird der Warschauer Zoo Schauplatz einer dramatischen Rettungsaktion, die über 300 Juden vor dem sicheren Tod bewahrt. Als Jan und Antonina #abi#ski, der Zoodirektor und seine Frau, mitansehen, wie die Nazis in Polen einmarschieren, ist ihr Entsetzen groß. Die jüdische Bevölkerung wird im Warschauer Ghetto zusammengepfercht. Zeitgleich beginnen die Nazis den Zoo für ihre Zwecke zu nutzen, um ausgestorbene Tierarten rückzuzüchten. Als die Nazis den brachliegenden Zoo verlassen, nutzen die #abi#skis die Situation und schmuggeln Juden aus dem Warschauer Ghetto auf das Zoogelände, wo sie die Todgeweihten in den leeren Tierkäfigen verstecken. Sie retten ihnen damit das Leben.

 [Der Titel im Katalog](#)